Eine Gesellschaft vor dem Kollaps – Die ‚Justinianische Pest' (6. Jh. n. Chr.) und ihre Bewältigung

Peter Anton von Verschaffelt, Bronzestatue des Erzengels Michael auf der Engelsburg, Foto: Rabax63 (CC BY 4.0)

Als im Jahr 590 in Rom die Pest wütete, soll Papst Gregor I. über dem Grabmal der heutigen Engelsburg die Erscheinung des Erzengels Michael gesehen haben. Indem der Engel das Schwert des göttlichen Zorns in die Scheide steckte, soll er Gregor dem Großen das Ende der Pestepidemie verkündet haben. Tatsächlich endete die Pest damals. Noch heute erinnert die von Peter Anton von Verschaffelt entworfene Bronzestatue auf der Spitze der Engelsburg an diese Legende, der die Engelsburg ihren Namen verdankt.

„Many more families are going to lose loved ones before their time" – mit diesen eindringlichen Worten wies der britische Premierminister Boris Johnson am 12. März 2020 die Bevölkerung auf den Ernst der Lage im Zusammenhang der COVID-19-Pandemie hin.[1] Damit umriss er eine Situation, wie sie sich in der Geschichte bereits unzählige Male ereignet hat. Der Kirchenhistoriker Euagrios, der im ausgehenden 6. Jh. n. Chr. in Antiocheia (heute Antakya, Türkei) wirkte, hätte gewusst, wovon Boris Johnson sprach: Als Kind war er an der Pest erkrankt, aber glücklich genesen; später jedoch verlor er durch die Krankheit mehrere Kinder, eine Frau, weitere Verwandte, Haus- und Landsklaven sowie in den Folgejahren nochmals eine Tochter und einen Enkel. Euagrios drohte an seinem Schicksal zu verzweifeln; der fromme Kirchenmann warf offen die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes auf, denn „[…] ich konnte es einfach nicht begreifen, warum denn eigentlich Heiden mit vielen Kindern nicht dasselbe geschah". Auf wundersame Weise drang Euagrios' Ringen mit der göttlichen Ordnung indes zu dem Asketen Symeon Stylites durch, dessen Mahnungen den Zweifelnden wieder auf den rechten Weg zurückverwiesen. Andere freilich konnten auf diese Hilfe nicht zählen: Rückwendungen zu den alten Göttern, Massenpanik und kollektive Psychosen begegnen uns im Zusammenhang der sogenannten ‚Justinianischen Pest', deren erste – und sicherlich verheerendste Welle – den Mittelmeerraum, Europa und den Nahen Osten in den Jahren 541/42 erfasste und die in zahlreichen, regional variierenden weiteren Ausbrüchen bis ca. 750 endemisch blieb.

Mit der ‚Justinianischen Pest' klingt allmählich jene historische Epoche aus, die traditionell als Antike bezeichnet wird. Ob und inwieweit sie auch *durch* diese Pandemie endete, wird gerade in jüngerer Zeit wieder kontrovers debattiert. Dabei spielt nicht zuletzt auch die Frage eine Rolle, inwieweit das Leben der Menschen im Altertum insgesamt von Krankheit und Seuchen geprägt gewesen ist. Nicht ohne Grund beginnt die *Ilias*, das älteste Werk der griechisch-römischen Literatur, mit einer verheerenden ‚Pest' im Lager der Achäer vor Troia; und bereits um 700 v. Chr.

[1]) www.gov.uk/government/speeches/pm-statement-on-coronavirus-12-march-2020 [13.03.2020].

konstatierte der Dichter Hesiod: „Denn voller Übel ist das Land, voller Übel das Meer; / Krankheiten suchen die Menschen heim, bei Tag und bei Nacht, / von selbst, indem sie den Sterblichen Unheil bringen, / lautlos, da Zeus, der Berater, ihnen die Stimme genommen hat". Neben einer Vielzahl nur umrisshaft bezeugter Seuchenzüge lassen sich vier schwere Epidemien in der griechisch-römischen Geschichte deutlich fassen; zwei von ihnen, die sogenannte ‚Antoninische Pest' (ca. 165-190/91 n. Chr.) sowie die ‚Justinianische Pest', können mit einiger Sicherheit als Pandemien eingestuft werden. Kontroverse Diskussionen hat zuletzt vor allem die ‚Justinianische Pest' hervorgerufen. Dabei geht es nicht nur um grundsätzliche Fragen ihrer Auswirkungen auf Demographie, Ökonomie und politische Ordnungen – sprich: ihre Rolle als Katalysator eines Epochenumbruchs –, sondern auch um ihre kulturellen sowie religiösen Folgen. Und schließlich tragen seit etwa zwei Dekaden in zunehmendem Maße DNA-Analysen zur Erweiterung unserer Kenntnisse bei. Sie haben nicht nur gezeigt, dass die Epidemie auch Regionen erfasst hat, für die bisher keine schriftliche Evidenz vorlag (z.B. Befunde für das oberbayerische Aschheim), sondern sie haben auch die Sicherheit erbracht, dass jene schwere Seuche des 6.-8. Jahrhunderts, die den Schriftzeugnissen zufolge als *lues inguinaria* („Leistenseuche") mit schmerzhaften „Bubonen" – also den typischen Lymphknotenschwellungen (‚Pestbeulen') – einherging, tatsächlich durch einen Strang des Bakteriums *Yersinia pestis* hervorgerufen wurde – jener Erreger also, der auch den ‚Schwarzen Tod' (seit 1347) und die sich seit 1894 in Asien ausbreitende Pandemie verursacht hat.

Für historische Fragestellungen muss die konkrete Identifikation einer Krankheitseinheit indes solange nachgeordnet bleiben, wie aus ihrer Spezifik keine signifikanten Reaktionen und Handlungen bei den Betroffenen resultieren, und in dieser Hinsicht haben die neueren Ergebnisse unser Wissen bisher nicht erweitert. Vor allem aber lassen sich mithilfe des genetischen Materials keineswegs jene vermeintlich großen Fragen beantworten, für die man seit jeher eindeutige Lösungen gesucht hat: Den Nachweis der *Yersinia pestis*-DNA mit dem Anspruch zu verbinden, damit den Grund für den Untergang des Römischen Reiches gefunden zu haben, stellt jedenfalls eine unzulässige Komplexitätsreduktion dar. Er leitet über in Determinismen, die sich zwar medial leicht vermitteln lassen, jedoch von fragwürdigen Grundvoraussetzungen ausgehen. Sie werden inzwischen im Zusammenhang einer sich auch in den Geschichtswissenschaften allmählich etablierenden Paläoklimaforschung diskutiert, die aufgrund neuer wissenschaftlicher Methoden in der Lage ist, zunehmend präzise Daten zu generieren. So hat sich die aus den schriftlichen Zeugnissen abgeleitete These einer Klimaverschlechterung in den 530er und 540er Jahren (als Folge eines schweren Vulkanausbruchs 536) inzwischen auf breiter Datengrundlage verifizieren lassen und stützt somit die Vermutung, dass die Ausbreitung der Pest durch Nahrungsengpässe und Hungerkrisen infolge der Vulkanasche in Atmosphäre und Stratosphäre begünstig worden sein dürfte. Langfristig wirksame Klimaereignisse koinzidierten im 6. Jahrhundert also mit einem desaströsen Seuchengeschehen.

Über den Verlauf der ‚Justinianischen Pest' sind wir durch längere Berichte bei Zeitzeugen (Prokop, Johannes von Ephesos, Euagrios) sowie durch knappere Einträge in Chroniken, zudem durch verstreute weitere kursorische und episodische Erwähnungen verhältnismäßig gut unterrichtet. Diese Schilderungen konfrontieren uns nicht nur mit medizinhistorisch interessanten

Details, sondern beschreiben sehr anschaulich die Vulnerabilität der spätantiken Gesellschaften sowie die Maßnahmen, die von politischen und religiösen Autoritäten, von Kollektiven und einzelnen Individuen ergriffen wurden, um das Grauen zu bewältigen; sie machen aber verschiedentlich auch die Grenzen der Orientierungs- und Sinngebungsmuster deutlich, mit denen man das Krankheitsgeschehen einzuordnen versuchte. Wenn etwa von Gespensterschiffen und Geistern, die potentielle Opfer durch Schläge auf den Kopf infizieren, die Rede ist, wenn darüber spekuliert wird, warum ein Dorf nahezu entvölkert, ein Nachbardorf hingegen kaum beeinträchtigt wird, wenn gesunde Zeitgenossen morgens darüber nachsinnen, ob sie überhaupt den Abend noch erleben werden, so spiegelt sich darin das fehlende medizinische Wissen über Ansteckungs- und Verbreitungswege epidemischer Krankheiten. Wenn überdies die Zeitrechnung im Oströmischen Reich neu geregelt werden musste, weil die Pest nicht das allseits erwartete Weltende, sondern lediglich eine Fortsetzung katastrophaler Erfahrungen gebracht hatte, wenn traditionelle Nothelfer, wie Mönche und Asketen an Einfluss verloren und sich nunmehr neue Formen der Frömmigkeitspraxis herausbildeten (Marienverehrung, Bilderkult), so zeigt sich, wie tief die Pest sich als Katastrophenerfahrung in den kulturellen Erfahrungsschatz und aus ihm gespeiste Orientierungsmuster hineingefräst hatte. Ein Massensterben solchen Ausmaßes wie seit 541 war dem kollektiven Gedächtnis der Mitlebenden bis dahin fremd – so viel geht aus unseren Zeugnissen immerhin hervor. Es sind diese Texte, an denen jahrzehntelange Diskussionen über demographische, politische und wirtschaftliche Folgen festgemacht worden sind. Die Debatte ist kürzlich durch zwei Beiträge bereichert worden, in denen vorwiegend mit methodisch kritikwürdigen quantitativen Ansätzen die These begründet wurde, dass die ‚Justinianische Pest' insgesamt nur geringe Auswirkungen gezeitigt habe – eine These, die bereits in den 1980er Jahren unter Hinweis auf den geringen Umfang des außerliterarischen Materials (Inschriften, Papyri, archäologische Befunde) vertreten worden war, zwischenzeitlich aber als widerlegt galt. Die Verfasser der jüngsten Studien argumentieren mit Recht gegen eine maximalistische Position, wonach das Ende der Antike an der ‚Justinianischen Pest' festgemacht werden könne; aber sie dürften das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben. Unsere aktuellen Erfahrungen mit der ‚Corona-Krise' veranschaulichen, wie selbst eine moderne, vermeintlich resiliente Gesellschaft im Angesicht der Bedrohung ihrer Ordnung Mechanismen entwickelt, die sich in verschiedensten Bedrohungssituationen seit der Antike studieren lassen. Sie lassen sich quantitativ zumeist nur schwer erfassen, zumal dann, wenn sie in das weite Feld der kulturellen Bewältigungsformen ausgreifen. Erst in der *longue durée* werden dann allmählich tiefgreifende Konsequenzen, wie die erwähnte Neujustierung der Marienverehrung, sichtbar. Es sind Existenzerfahrungen wie jene des Euagrios, die uns ganz zufällig überliefert ist, aus denen heraus Historiker ihr Bild von den Geschehnissen in Pestzeiten modellieren müssen. Sie tragen dazu bei, auch die aktuellen Ereignisse um die Ausbreitung des neuartigen Coronavirus besser einzuordnen und zu verstehen.

Mischa Meier
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Der Beitrag wurde für „*Athene – Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1/2020*" verfasst.
© Heidelberger Akademie der Wissenschaften